**„Der größte Fehler der Frauen ist ihr Mangel an Größenwahn“**

*Rede zum Empfang des Hamburger Senats aus Anlass des Internationalen Frauentags 2020*

„I am a storyteller“ – mit diesen Worten beginnt die großartige nigerianisch-amerikanische Autorin und Feministin Chimamanda Ngozi Adichie (manche von Ihnen kennen vielleicht ihren Bestseller „Americanah“) einen Vortrag in Oxford, und ich mache es ihr nach. Auch ich bin eine Geschichtenerzählerin, und Geschichten möchte ich Ihnen darum heute erzählen: Geschichten aus meinem jetzt bald 70 jährigen Leben als Frau in Deutschland, Geschichten aus 70 Jahren, in denen viel passiert ist – wenn auch noch längst nicht genug.

Als ich 1950 geboren wurde, hatte man nicht einmal ein Jahr vorher auf Drängen von Elisabeth Selber, einer von nur vier weiblichen Abgeordneten unter den fünfundsechzig des Parlamentarischen Rates, den Satz „Männer und Frauen sind gleichberechtigt“ in das neue Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland aufgenommen - gegen zunächst vehementen Widerstand der männlichen Mitglieder; Widerstand nicht etwa, weil die Männer sich gegen die Gleichberechtigung ausgesprochen hätten, sondern weil sie fröhlich behaupteten, die gäbe es in Deutschland doch sowieso.

Im Alltag wie im Gesetz sah das allerdings sehr anders aus, das wissen Sie: Wollte eine Frau berufstätig sein, brauchte sie dafür bis 1977 die Genehmigung ihres Mannes, ebenso, wenn sie einen Führerschein machen wollte; und als zwei meiner Kusinen, schlau und tüchtig, auf Anraten der Lehrerin und Wunsch der Mutter das Gymnasium besuchen wollten, erklärte mein Onkel kategorisch: „Wat schall dat? De Deern ward mol Husfru!“ und schickte beide zur Volksschule. Es gab keine Möglichkeit, dagegen Einspruch zu erheben: Das Gesetz regelte den sogenannten „väterlichen Stichentscheid“, der dem Vater das Recht zusprach, über die Schulwahl des Kindes zu bestimmen, es galt generell die alleinige gesetzliche Vertretung des Kindes durch den Vater.

All das war tatsächlich, Grundgesetz hin oder her, noch im wahrsten Sinne mittelalterlich. Denn damals blieb die Frau ihr Leben lang ein Mündel: Zuerst das des Vaters, dann des Ehemannes – symbolisiert bei der Hochzeit durch die Übergabe der Braut vom Vater an den Bräutigam; weshalb es mir heute, wo dieses Ritual über amerikanische Filme wieder in Mode gekommen ist, auch manchmal schwerfällt zuzusehen.

Aber wenn die rechtliche Situation 1950 für Frauen in vielem auch mittelalterlich war: Ganz so handzahm wie vor dem Krieg und in der Zeit des Nationalsozialismus waren die Frauen nicht mehr. Sie wissen vom Ideal der deutschen Mutter, die dem Führer möglichst viele Kinder schenkte, ihr eigenes Leben nur ihnen und damit dem Führer weihte, und dafür das Mutterkreuz in Bronze, Silber oder Gold bekam: Eine andere Rolle stand der Frau nicht zu, und noch heute sehen wir etwa im Begriff der „Rabenmutter“, den es in anderen Sprachen nicht gibt, Nachklänge dieser Rollenzuschreibung. Auch die im Vergleich mit den Nachbarländern jahrzehntelang schwächere Versorgung mit Kitaplätzen hängt natürlich mit diesem Mutterideal zusammen.

Während des Krieges allerdings, als die Männer an der Front waren, hatten die Frauen dann doch, dem offiziellen Ideal zum Trotz, die Arbeit in Behörden und Fabriken übernehmen müssen, und auch nach dem Krieg war das längst nicht zu Ende – denken Sie an die immer wieder fotografierten Trümmerfrauen. 5,2 Millionen deutsche Soldaten waren gefallen, dazu insgesamt 11 Millionen in Kriegsgefangenschaft, die Wirtschaft brauchte die Frauen. Diese Erfahrungen hatten natürlich am Frauenbild gerüttelt, nur dass das zunächst noch nicht zu Veränderungen führte, weder im Alltag noch in der Gesetzeslage. Denn sobald die Männer nach und nach – bis 1956 – aus der Gefangenschaft zurückkehrten, kehrte man stillschweigend auch zur „normalen“ Rollenverteilung in der Gesellschaft zurück: Die Männer waren berufstätig, die Frauen legten wieder, sobald sie einen Ring am Finger trugen, die Arbeit nieder, selbst wenn keine Kinder da waren: „Soll doch niemand sagen, ich könnte meine Familie nicht ernähren!“, sagten die Ehemänner, und Sie wissen ja: Die durften entscheiden. In vielen Bundesländern wurden sogar, waren in einer Ehe Mann und Frau beide Beamte, die Frauen auch gegen ihren Willen entlassen, um Platz zu machen für einen Mann, der ja schließlich u.U. eine Familie zu versorgen hätte.

Das also war die Situation, in die ich hineingeboren wurde und die mir so selbstverständlich und gottgegeben erschien, wie allen Kindern ihr Leben zunächst erscheint. Meine Mutter war zu Hause und kümmerte sich um meinen Bruder, unsere kleine Wohnung und mich, mein Vater sorgte für das Geld. So war es richtig. So gehörte es sich.

Allerdings war auch mein Vater stolz, als ich mit neun Jahren als Erste in der Familie die Prüfung fürs Gymnasium schaffte; und während meiner gesamten Schulzeit wurde auch niemals infrage gestellt, dass ich – das hoffte man doch! – einmal studieren und danach dann doch wohl auch in meinem Studienberuf arbeiten würde. Im Gegensatz zu meinen Kusinen und vermutlich vielen anderen Mädchen der damaligen Zeit hatte ich also großes Glück: Und dass meine zukünftigen Möglichkeiten vielleicht geringer sein könnten als die gleichaltriger Jungs kam mir, die ich ein Mädchengymnasium besuchte, deshalb auch nie in den Sinn. Ich las wie verrückt, ich begriff, was das Leben alles zu bieten hatte, und der Gedanke, für Mädchen könnte das eventuell weniger sein, kam mir nicht ein einziges Mal.

Eins der Bücher, die ich leidenschaftlich verschlang, war die Biografie der zweifachen Nobelpreisträgerin Marie Curie. Ohnehin liebte ich den Chemieunterricht, der in seiner Einfachheit mit dem heutigen nicht ansatzweise vergleichbar war!, lieh mir in der Freizeit Bücher über Chemie aus der öffentlichen Bücherhalle aus und setzte mir das Lebensziel, das Geheimnis der damals gerade erst entdeckten DNA endgültig zu entschlüsseln. Ich würde Chemikerin werden.

Dann allerdings besuchte unsere Klasse gemeinsam die Berufsberatung des Hamburger Arbeitsamtes, und dort erfuhr ich: Über DNA forschen könnten nur Männer. Chemiker, womöglich Chemieprofessor, werden könne man nur als Mann. Aber wenn mich das Thema erstaunlicherweise so interessiere, dann hier: Ein Infoblatt mit Fotos über den Beruf der Chemisch-Technischen Laborantin.

Warum habe ich der Berufsberaterin damals ohne Widerspruch das Blatt abgenommen? Warum habe ich – Laborantin sein wollte ich nicht, ich wollte forschen! – es dann eben sofort im Anschluss in den Müll geworfen aber keine Sekunde lang daran gedacht, trotzdem Chemie zu studieren? Bei aller unbewussten Überzeugung, dass man als Frau natürlich alle Chancen hätte, war offenbar die ebenso unbewusste Überzeugung, dass es nun mal festgelegte Rollen gäbe und an denen wäre auch nicht zu rütteln, um einiges stärker. Und nein, ungerecht gefunden habe ich das keineswegs. So war es eben. So war es dann wohl richtig. So gehörte es sich.

Wenn Sie jetzt erschüttert sind über meinen mangelnden Kampfgeist und mein trostlos un-feministisches Bewusstsein, bedenken Sie einfach: Die neue Frauenbewegung schlich sich, aus den USA kommend, gerade erst an, und uns Schülerinnen hätte sie zu dem Zeitpunkt – es gab ja kein Internet – auch nur durch Zufall erreichen können. Denn die Spalten der Zeitungen füllte das Thema damals keineswegs.

Im Studium begegnete sie mir dann Anfang der siebziger Jahre natürlich mit Macht und krempelte viele meiner Überzeugungen um. Trotzdem, und das ist natürlich grotesk!, fand ich alles, was ich da so las und diskutierte, zwar grauenvoll unfair – glaubte aber im tiefsten Inneren trotzdem immer noch, dass es mich und mein Leben eigentlich nicht beträfe. Ich würde einen guten Abschluss machen und danach leben, wie, und werden, was ich wollte. Ich hatte nichts verstanden.

Erst als ich mich dann nach meinem 2. Staatsexamen als Lehrerin dem Schulleiter eines Hamburger Gymnasiums vorstellte, arrogant überzeugt , er würde mich wegen meiner doch ziemlich guten Noten mit Begeisterung willkommen heißen, wurde ich mit einem Schlag auf den Boden der Realität gezerrt. Ob ich denn vorhätte, Kinder zu haben?, fragte der Herr hinter dem Schreibtisch – eine Frage, die damals vielleicht schon ebenso wenig zulässig war, wie sie es heute ist, aber nicht allzu überraschend, wenn man bedenkt, dass erst zwanzig Jahre vorher der bis dahin gesetzlich festgeschriebene Lehrerinnenzölibat überall in Deutschland abgeschafft worden war. Junge Kolleginnen, die Kinder bekämen und für eine Weile mit der Berufstätigkeit aussetzten, brächten den Schulalltag immer so furchtbar durcheinander. Es wäre sicher einleuchtend, dass männliche Lehrer, auch im Interesse der Schüler, eigentlich nur in deren Interesse!, darum willkommener wären.

Auf der Rückfahrt hatte ich zum ersten Mal in meinem Leben eine Panikattacke und fand nur mit Mühe nach Hause zurück. Erst in diesem Schulleiterzimmer war mir bewusst geworden, dass die Frage: *Mann oder Frau?* auch für mein Leben entscheidend war. Meinem Mann hatte niemand diese Frage gestellt.

Und das war erst der Anfang. Als wenige Jahre später mein Mann und ich unser erstes Kind zur Adoption aufgenommen hatten, nur weniger Tage nach seiner Geburt, und ich nach der Familienpause zurück in den Beruf wollte, meldete sich das Jugendamt. Zwei Wochen hatte ich schon wieder als Lehrerin gearbeitet, da wurde mir in mehreren Telefonaten vermittelt, dass es so aber nun wirklich nicht ginge. Eine Mutter wäre schließlich eine Mutter und gehöre nach Hause zu ihrem Kind.

Ich glaube nicht, dass das Jugendamt uns unseren Sohn tatsächlich wieder weggenommen hätte – das habe ich auch damals nicht wirklich geglaubt. Da mein Mann und ich aber von eben diesem Jugendamt ein zweites Kind wollten, das es einer so unmütterlichen Frau ganz sicher nicht gegeben hätte, habe ich mich gebeugt, zähneknirschend, wütend und auch verzweifelt – denn mein Lebenskonzept hatte ganz anders ausgesehen. Damit wusste ich endgültig, dass die Spielregeln für Männer und Frauen in unserer Gesellschaft keineswegs die gleichen waren. Da mochte das Grundgesetzt behaupten, Mann und Frau wären gleichberechtigt, so viel es wollte: Von meinem Mann hatte niemand verlangt, dass er zu Hause blieb.

Für mich hat das damals bedeutet, dass ich klammheimlich angefangen habe, Bücher zu schreiben: Mit einer gewissen Schadenfreude, denn dabei, ich war mir sicher, würde das Jugendamt mir nicht auf die Schliche kommen. Groteske Gender-Erwartungen haben in meinem Leben also an einer ganz entscheidenden Schaltstelle die Weichen gestellt, und man könnte ja vielleicht sagen: Dann sei doch froh! Aber was ist mit all den anderen Frauen, von denen ich seither Ähnliches erfahren habe, und die nicht die Alternative hatten, die sich mir ungeplant eröffnete?

Inzwischen, habe ich gehört, wird mit dieser Frage anders umgegangen. Frauen dürfen auch bei einer Adoption wieder arbeiten, und auch die Männer dürften zur Kinderbetreuung zu Hause bleiben. Ein Fortschritt also, wie es eben viele gibt. Bei allem, was noch passieren muss und was wir noch durchsetzen müssen, ist doch in den letzten Jahrzehnten schon viel geschehen. Ich denke z.B. auch an Quotenregelungen, wo es sie gibt. „Sollte nicht eigentlich immer der Beste eingestellt werden?“, wird dann immer noch häufig gefragt. Na klar! Aber wieso sollte die Beste denn nicht eine Frau sein? Erst durch die Quotenregelung gewöhnen wir uns daran, Frauen in Politik und Wirtschaft in Positionen zu finden, die früher den Männern vorbehalten waren, erst dadurch können wir ja beweisen, dass wir diese Positionen ebenso gut ausfüllen, und häufig ermutigt die Quote eine Frau überhaupt erst dazu, sich als Allererste auf einen Posten zu bewerben, auf dem man bisher nur Männer gesehen hat. „Der größte Fehler der Frauen ist ihr Mangel an Größenwahn“, dieses Zitat aus Irmtraud Morgners Roman „Trobadora Beatriz“ hat lange als Ermahnung bei mir über dem Schreibtisch gehangen. Dies, liebe Frauen, ist vielleicht unser eigener Anteil daran, wenn sich die Dinge nicht schnell genug bewegen.

Und wir müssen unsere Kinder bewusster erziehen. Ich muss Ihnen nicht erzählen, dass mein Mann und ich beharrlich versucht haben, unseren Sohn mit Puppen auszustatten und unsere Tochter mit Autos und mechanischem Spielzeug. Trotzdem waren wir in der Kinderzeit häufig verblüfft über Äußerungen, Wünsche und Verhaltensweisen unserer Kinder.

In unserer Familie war damals hauptsächlich ich für kleinere handwerkliche Tätigkeiten zuständig: Ich habe Regale in Wände gedübelt, Lampen angebracht, und noch vor einigen Jahren habe ich die Wohnung meiner Tochter eigenhändig allein tapeziert – ganz komplizierte Mustertapete! - , auf all diesen Gebieten hatte ich einen ziemlichen Ehrgeiz. Trotzdem verblüffte mich mein Sohn, der doch all das immerzu beobachtet hatte, als Dreijähriger bei einem Spaziergang durch die Felder hinter unserem Haus. Nachdenklich blieb er stehen, sah einem Trecker hinterher und sprach die für mich aufschlussreichen Sätze: „*Männer* dürfen nur Trecker fahren. *Männer* dürfen auch nur Geige spielen.“ Wie kam er dazu? Im Fernsehen lief damals ein Werbespot für Sahnebonbons, in dem ein Geige spielender Großvater zu sehen war. Andere Geiger hatte mein Sohn damals noch nicht kennengelernt. Und mir wurde klar: Die Familie kann bestimmt einiges tun: Über das Bild, das Kinder sich davon machen, wie ihre Rolle als Mädchen oder Junge, Mann oder Frau, korrekt ausgefüllt wird, entscheidet allerdings die ganze Gesellschaft, entscheidet der erlebte Alltag.

Hinter unserem Garten liegt eine Kita mit Krippe, und manchmal, wenn lauter Lärm die Ankunft eines Müllautos ankündigt, machen die freundlichen Erzieherinnen mit den unter Dreijährigen einen Ausflug von sechzig Metern an den Straßenrand der Sackgasse. Da stehen sie dann mit großen Augen, den Daumen im Mund, Jungen wie Mädchen, und sehen den starken Männern zu, die die Mülltonnen zum Wagen rollen, hochwuchten, und beobachten fasziniert, wie das Müllauto mit gefährlichem Geknirsche den Inhalt schluckt. Und jeder von uns, der schon einmal mit einem kleinen Kind durch die Straßen gegangen ist, kennt die Faszination von Baustellen: Stundenlang können Kinder da den Baggern zusehen, den Kränen, den heldenhaften Männern, die auf Gerüsten herum klettern. Was passiert dabei in ihren Köpfen? Müssen sie alle nicht ganz früh die Überzeugung gewinnen: Die eindrucksvollen Sachen, die großen Maschinen, sind offenbar nur für Männer da, Frauen hab ich da nie gesehen? Müssen die kleinen Mädchen sich nicht nach ein paar solcher Beobachtungen enttäuscht eingestehen, dass all diese tollen Dinge in der Zukunft nicht für sie gedacht sind; während die kleinen Jungs, die noch nicht mal über die Kante des Esstischs gucken können und im Alltag täglich ihre eigene Ohnmacht erleben, ein bisschen sicher mit Vorfreude, vor allem aber erschrocken begreifen: Da kommt eine Anforderung auf sie zu, der sie sich überhaupt nicht gewachsen fühlen? Und müssen die kleinen Jungs nicht vielleicht gerade deshalb auf oft fast unerträgliche, oft natürlich auch belustigende Weise immerzu demonstrieren, wie stark sie sind – nicht zuerst, um die anderen zu überzeugen, sondern vor allem sich selbst?

Denn schon mit etwa acht Monaten begreifen Kinder ja angeblich, dass es zwei Geschlechter gibt – mehr begreifen sie nicht - , auch zu welchem sie gehören, und beginnen, Informationen darüber zu sammeln, was also von ihnen erwartet wird; und da orientieren sie sich eben an der sie umgebenden Gesellschaft eher stärker als an der Familie – das ist ähnlich wie bei Kindern aus Migrantenfamilien, die sich etwa bei der Sprachentwicklung nicht am gebrochenen Deutsch von Mama und Papa orientieren, sondern an der Sprache der anderen Kinder und der ErzieherInnen in der Kita. Das hat die Natur klug so eingerichtet – in der Genderfrage allerdings fällt es uns nun manchmal auf die Füße. Glück haben Familien, die in einem Umfeld leben, in dem auch andere Familien ihren Töchtern nicht nur pinke Jacken und Schulranzen kaufen; und seit der „Eiskönigin“ bin ich Disney zum ersten Mal dankbar, weil im Film Elsas Farbe tatsächlich blau ist – das erweitert das Spektrum doch schon mal ein wenig.

Womit wir bei der Bedeutung der Medien für diese Fragen wären – also auch der Bedeutung von Kinderbüchern, und es wird Sie nicht wundern, dass mich dieses Thema in den 35 Jahren, die ich jetzt für Kinder schreibe, ständig beschäftigt hat

Im Kinderbuch sehen wir seit einigen Jahren eine interessante Entwicklung. Zum einen finden sich ganze Buchreihen verschiedenster Verlage unter dem Label: „Nur für Jungs!“ „Nur für Mädchen!“, und nicht nur in ihren Geschichten, auch in der Gestaltung wird das auf den ersten Blick deutlich: Pink und Glitzer für die Mädchen, eher dunkel und spannungsgeladen für die Jungs.

Zielstrebig steuern Kinder in Buchhandlungen und Büchereien nun auf das zu, was da für sie gemeint ist. Dabei sind Kinder, die mit ihren Eltern Büchereien und Buchhandlungen besuchen, ja häufig gerade diejenigen, bei denen zu Hause tapfer versucht wird, Rollenklischees entgegen zu wirken. Ausgerechnet in der Buchhandlung begegnen sie dann aber wieder Büchertischen, deren Bücher nicht signalisieren: *Wir alle sind spannend! Such dir aus, was dir gerade gefällt! Alles ist für alle da, alles ist für alle möglich!,* sondern von vornherein deutlich machen: *Wir sind passend für Mädchen. Wir sind passend für Jungs.* Und indirekt damit auch: Alles im Leben ist entweder passend für die Einen - oder für die Anderen.

Großartig ist darum, dass sich jugendliche Buchblogger und Buchbloggerinnen gerade vor einem Monat zusammen geschlossen und an eine große Kette gewandt haben mit der Aufforderung, Gendertische abzuschaffen.

Während also einerseits mit Pink gepunktet wird wie verrückt, haben wir andererseits eine zunehmende Zahl von Kinderbüchern, die ganz bewusst gegenzusteuern versuchen. Da rettet dann die starke Prinzessin den schwachen, ängstlichen Prinzen, eine Frau steuert eine Rakete, Papa putzt und Mama repariert das Auto: Gut so! Ich frage mich aber, ob allein die Behauptung der Geschichte ausreicht: Sie muss auch glaubhaft sein. Was einfach mit Kalkül erzählt ist und dabei so tut, als gäbe es die realen Alltagserfahrungen der Kinder nicht, wird vielleicht keine allzu große Wirkung entfalten können. „So ist das in dieser Geschichte, guck mal an, komisch!“, sagt dann das Unterbewusstsein der Kinder. „Voll anders als bei uns.“ Denn es weiß, Geschichten sind eben Geschichten, da gibt es ja auch Drachen und Hexen!, und das Leben ist das Leben; und eins hat mit dem anderen nicht viel zu tun. Trotzdem, natürlich! wünsche ich mir viele dieser Bücher. In der Summe können sie sicher etwas bewirken.

Und in meinen eigenen Büchern? In den Geschichten vom kleinen Ritter Trenk ist es – wenn man mal genau hinliest! – immer Trenks Freundin Thekla, die, sei es mit der Erbsenschleuder, sei es mit Witz, Probleme löst; interessanterweise scheint das auch die kleinen Jungs nicht zu stören; oder vielleicht bemerken sie es gar nicht. Wichtig ist mir immer gewesen, dass Kinder in Büchern die Erfahrung machen: Es gibt für Jungs oder Mädchen kein Richtig oder Falsch - und auch das Gegenteil der derzeitigen Rollenerwartung ist nicht automatisch richtig. Mädchen müssen nicht auf einmal nur noch MINT-Fächer studieren, Mechatronikerinnen werden und Jungs Erzieher und Altenpfleger - Entscheidungen übrigens, die weitgehend auch aufgrund der Besoldung getroffen werden: Welchen Jugendlichen lockt denn bei der Berufswahl das geringe Gehalt als Erzieher oder Altenpfleger? In den sogenannten Frauenberufen zeigt sich bis heute, dass die Frau eben nicht die Familie ernähren, sondern nur ein Zubrot verdienen sollte, und sich damit jahrzehntelang zufrieden gegeben hat.

Ich will keine wie auch immer festgelegten Rollenzuschreibungen. Auch den Jungen nehmen wir ja von Anfang an viele Möglichkeiten. Und für Kinder, die ganz früh spüren, dass sie in keins der beiden Geschlechterschemata passen und die später in Fragebögen das Kästchen „divers“ anklicken werden, wird es bei einer solchen Offenheit sehr viel einfacher, ihre Rolle frei zu denken.

Ich merke zu meiner großen Freude, dass es heute längst nicht mehr so ist – über Jahrzehnte galt das als unumstößliches Gesetz der Kinderliteratur! – dass zwar Mädchen durchaus auch Bücher mit männlichen Protagonisten lesen, für Jungen das Umgekehrte aber keineswegs gilt. Mit einem Mädchen, hieß es, wollten Jungs sich nicht identifizieren. Und auch der Autor sollte möglichst männlich sein, sonst würden sie ein Buch gar nicht erst anrühren: Noch 1997 beim Erscheinen des ersten Harry Potter Romans durfte Joanne Katherine Rowling nur mit den Anfangsbuchstaben ihres Vornamens fungieren: J.K. Man befürchtete, sonst von vornherein einen großen, den männlichen, Teil der Käuferschaft auszuschließen. Zu meinen „Möwenweg“-Büchern, die von der neunjährigen Tara erzählt werden, einem Mädchen also!, bekomme ich aber inzwischen ungefähr gleich viel Post von beiden Geschlechtern. Da bewegt sich eben doch etwas.

„Wenn ich das will, dann kann ich das auch“, wird Seeräubermoses, von der ich Ihnen gleich ein bisschen vorlesen möchte, am Ende sagen. Das genau ist es, was ich mir für Jungs wie für Mädchen wünsche. Mädchen können Seeräuberhauptmann und gleichzeitig Prinzessin werden – und Jungs auch; wobei es für sie, zugegeben!, immer noch ein bisschen schwierig ist, ohne Diskriminierung Prinzessin zu sein.

Wenn Sie nachher das Rathaus verlassen, finden Sie in der Eingangshalle zwölf Säulen mit den Namen und Porträts 64 bedeutender Hamburger und Hamburgerinnen. Nur eine davon, ziemlich in der Ecke, ist eine Frauensäule – und alle 5 Frauen darauf waren - anders als die Männer! - Beispiele für Mildtätigkeit und Opferbereitschaft. Nur 7% Frauen - so ist das auf den Säulen in diesem Haus. In der Bürgerschaft allerdings beträgt der Frauenanteil nach der letzten Wahl fast genau 44 Prozent.

Es hat sich also vieles bewegt während der Zeit meines Lebens. Lassen Sie uns daran arbeiten, dass sich noch mehr bewegt.